Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 27 (1923-1924)
Heft: 6

Artikel: Beled-es-Sudan, das Land der Schwarzen [Schluss]
Autor: Bode, A.W.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-666192

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

tigkeiten und Unterschätzung des Begriffsvermögens des Kindes zu früh den Schleier zu lüften, der vor der jungen Menschenseele die späterhin ja an jeden Menschen heranschleichenden Häßlichkeiten des Lebens noch gnädig verhüllt, und den jungen Menschenkindern, die ein Anrecht an eine möglichst sonnendurchleuchtete, schattenlose Jugend haben, diese durch die Folgen des leichtfertigen Irrtums zu verdüstern. Das Kind leidet darunter, wenn es auch nichts davon verlauten läßt, es trägt es mit sich herum, grübelt nach und wird außerdem ungünstig beeinflußt in seiner Charakterbildung.

Das Waschen der Wäsche mit den Füßen (Eigentümlichkeit vom Onsernonetal).

Aber schon aus Eitelkeit sollten wir doch unseren Kindern diesen von uns ja nicht gewollten und doch so oft gewährten, aber leicht vermeidbaren Einblick in unsere innersten Angelegenheiten nicht gestatten. Denn es bleibe dahingestellt, ob die Erkenntnis, die im stillen das scharf beobachtende Kind über seine Eltern und Erzieher davonträgt, gerade immer schmeichelhafter Art ist. Es ist kein Wunder, wenn die Autorität der Eltern in manchen Familien viel zu wünschen übrig läßt; und sie ahnen es nicht mal, daß sie selbst die Schuld daran haben. Und dabei ist es doch keine so große Mühe, die Vorsicht zu gebrauchen, das Kind so lange hinauszuschicken, sobald etwas gesprochen wird, was für Kinderohren nicht geeignet ist.

Beled-es-Sudan, das Land der Schwarzen.

Von A. W. Bode.

(Schluß.)

IV. Ein Negerkönigreich am weißen Nil.

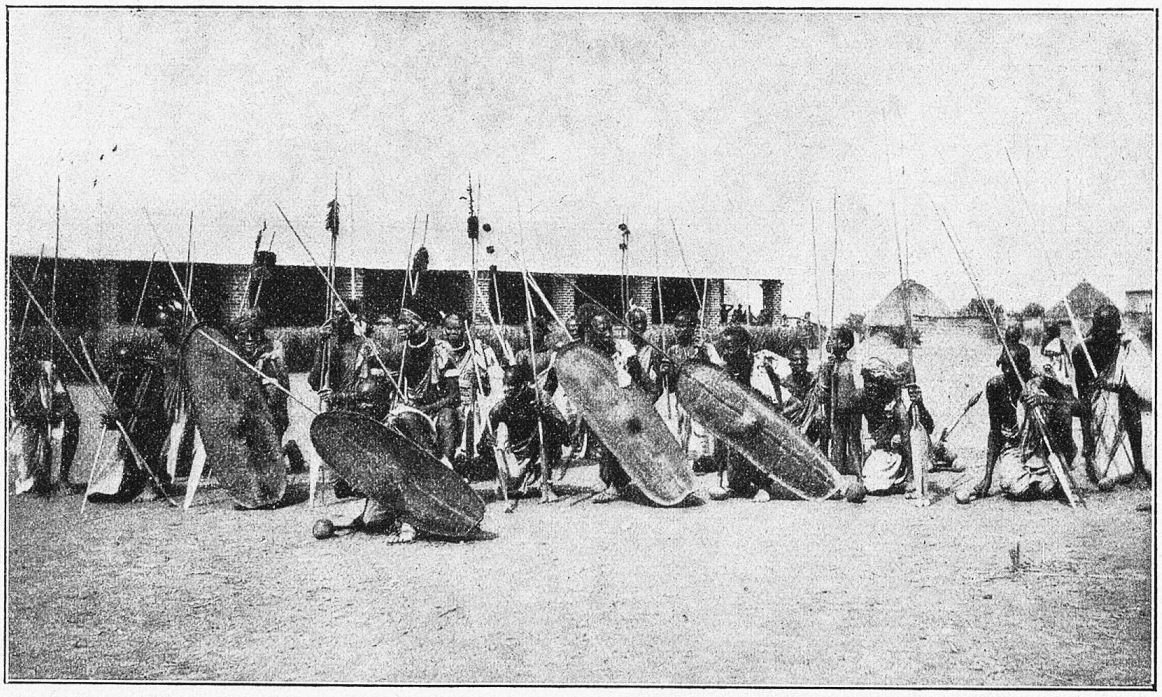
Südlich von Khartum dehnt sich die unendliche Steppe, von welcher der Araber sagt: In ihr vergißt man alles. Sie reicht nach Süden Hunderte von Kilometern weit, bis an den Saum des Urwaldes, der hier als Gürtel die Regenzone abschließt. Südlich des Gürtels liegt das Königreich der Schillukneger, der einzige Staat mit organisiertem Dynastiesystem unter allen Negerstämmen des englischen Sudans. Die Heimat der Schilluk ist ein nur mehrere Kilometer breiter Landstreifen, der sich zwischen den sumpfigen Ufern des Nils und dem im Hinterland zum Fluß parallel laufenden Wald fast 360 km lang nach Süden dehnt. Das Land ist fast eben, nur eine einfache Kette niederer Hügel steigt empor. Auf diesen niederen Rücken liegt Dorf an Dorf, ungefähr 3—5 km vom Fluß. Rund um die Dörfer liegen die Felder. Ihr Boden ist sehr fruchtbar und hat dunkle, fast schwarze Färbung. Gras und Buschwerk bilden die Vegetation der nicht bebauten Flächen. Während der Regenzeit schießt das Gras über Mannshöhe auf, wird aber in der trockenen Periode niedergebrannt. Die Brände verursachen großen Schaden, denn die Schilluk lassen wahllos alles verkohlen. Gras, Büsche, Bäume. Wälder in unserem Sinne existieren nicht. Die Bäume, besonders vertreten ist die Akazie in verschiedenen Abarten, stehen einzeln, höchstens in Gruppen. Wie eine Idylle wirken die Gruppen der Delebpalmen. Am und im Fluß zeigt sich die üppigste Vegetation. Da gibt es Lotus, Papyrus, riesige Schilfpflanzen, welche ganze schwimmende Inseln bilden. Sie sind das Versteck der Wasservögel. Storch, Reiher, Pelikan, Ente und Gans hausen in den

Dickichten. Am Lande findet man den Adler, den Kranich, die Wachtel, die Schwalbe und die Krähe. Und der gefräßige Sperling drängt sich überall auf. Im Fluß findet der Fischer ein wahres Dorado, in den Sümpfen hausen Krokodile in Herden. Und das Land ist kreuz und quer mit Spuren von Nilpferden bedeckt. Im Hinterland lauert der Löwe und der Leopard, ziehen mit flüchtigen Füßen Gazelle, Antilope und Buschbock. Und Meister Reineke verträgt sich mit der Hyäne und dem Schakal. Im hohen Gras verbirgt sich die schreckliche Puffotter, deren Biß alljährlich viele Menschen und Tiere tötet.

Das Schillukland hat Regen- und Trockenzeit und eine Überschwemmungsperiode. Von Januar bis April herrscht trockene Wärme, April ist der heißeste Monat. Dann folgt die Regenzeit bis September und von Oktober bis Dezember steht das Land überschwemmt. Infolge von Millionen Mosquitos sind Fieber, Malaria und das tückische Schwarzwasserfieber heimisch und bedrohen in der feuchten Saison den Europäer.

Man zählt im Schillukland fast 1500 Dörfer und viele Einzelgehöfte, wenn man die Negerhütten so nennen darf. Die Volksdichtigkeit ist groß, denn in dem ganz schmalen langgestreckten Uferstreifen hausen über 60,000 Menschen. In früheren Zeiten soll die Bevölkerung rund 1 Million betragen haben. Die Sklavenjagden, dann die Mahdisten wirkten dezimierend, umso mehr, als die Schilluk nicht von ihrer Art ließen und fremdes Wesen verachteten. Sie sind in jeder Beziehung konservativ und gleichen durchaus nicht den Negern anderer sudanesischer Länder.

Der Schilluk ist mager und hochgewachsen. Im Durchschnitt 1,85 m groß, hat er besonders lange Beine. Wie der Storch kann er stundenlang auf einem Bein stehen und nimmt sich mit seiner braunschwarzen Hautfarbe wie eine bemalte Statue aus. Das Gesicht ist häßlich, besonders abstoßend wirken die breitgedrückte Nase und die wulstigen aufgeworfenen Lippen. Der Schilluk ist bartlos. Sorgfältig entfernt er auch am Körper jedes Haar, denn nach seiner Meinung sind haarige Menschen wie die Affen. Die Frauen scheeren sogar das Kopfhaar, ganz selten findet man Frauen mit kurz geschnittenem Haar. Die Männer hingegen legen auf prächtigen Kopfschmuck hohen Wert. Da wird das filzige Haar zuerst mit Nilschlamm oder Kuhmist, manchmal auch mit Öl und Gummi „behandelt", dann mit Stäbchen hochfrisiert, so daß es mit der Zeit den Kopf umrahmt und sich ausnimmt, wie die Helmraupe der alten bayrischen Reiter. Dies ist der schönste Schmuck des Mannes. Da infolge der gebrauchten Ingredienzien die Frisur äußerst „dauerhaft" ist und



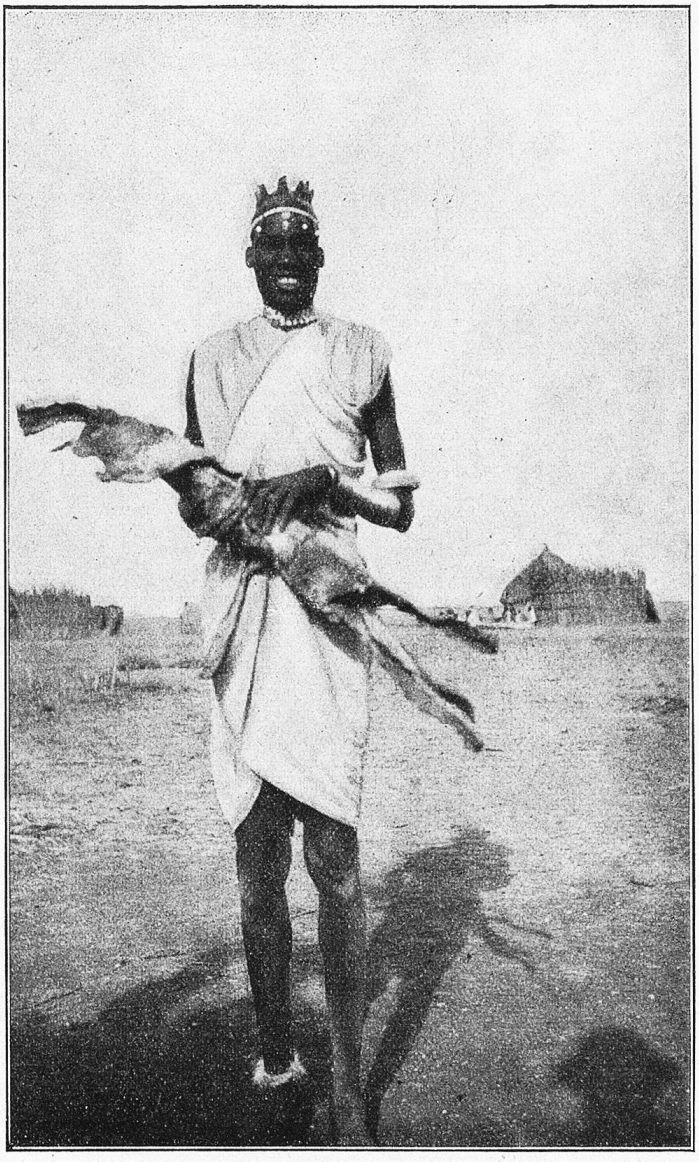
Kriegsspiel in einem Missionsdorf.

um alles in der Welt nicht zerstört werden darf, kann der Schilluk den Kopf während des Schlafens nicht auflegen. Nur der Hals ruht auf einem kleinen hölzernen Dreifuß. Großer Beliebtheit erfreut sich auch das „gebleichte" Haar. Eine „Pomade" von Kuhmist und Kalk oder Asche, mit Kuhurin angemacht, dient dem Bleichprozeß. Gebleichtes Haar wird offen getragen, die einzelnen Borsten stehen nach allen Richtungen.

Schlank sein ist das erste Erfordernis vom guten Ton, dicksein ist lächerlich. Der Gestalt nach imponiert der Schilluk, obwohl er beim ersten Anblick abstoßend wirkt. Dies kommt von der ekligen Sitte, den Körper einzuschmieren. Zuerst reibt man Butter oder Öl ein, dann legt man auf Beine und Bauch eine Schicht Asche, auf den Oberkörper weiße Kreide oder rote Erde. Das Gesicht ist mit einer Strichzeichnung weißer Kreide geziert.

Die Mode erfordert das Ausziehen der unteren Schneidezähne. Der Schilluk hat blendend weiße Zähne, welche er sorgsam reinhält. Ein schmales Stück Grünholz wird an einem Ende so lange zerbissen, bis es fein wie ein Haarbesen ist. Solcherart ist die gebräuchliche Zahnbürste.

Wie aus der Bemalungsmethode hervorgeht, trägt der Schilluk gewöhnlich keine Kleidung. Auch die Mädchen gehen bis zur Hochzeit nackt. Zwar gibt es 2 Missionsstationen im Lande, wo die Missionare auf Bekleidung drängen, doch der priesterliche Einfluß reicht nicht über die Station hinaus.



Ein Abkömmling der „obersten" Hundert.

Alle verheirateten Frauen gehen bekleidet. Sie tragen Tierhäute, in letzter Zeit häufig den von Khartum kommenden billigen Stoff. Als Feiertags- und Festkleid tragen die Damen prachtvolle Felle, unter diesen einen einfachen Bauchschurz. Großen Wert legt die Schillukfrau auf Schmuck. Sie trägt in den Ohren blitzende Messingringe, reichlich schwere Eisen- oder Messingringe als Armbänder. Breite Eisenringe liegen um die Fußknöchel, Perlenschnüre in grellen Farben sind um Hals, Hüften und Arme gewickelt, oftmals hängen ganze Perlenbüschel an der Stirne und vom Hals zur Brust. Amulette trägt jedermann. Vom Zauberer „geheiligte" Holzstückchen, Schlangen- und Löwenzähne, präparierte Käfer und andere Dinge sind Allheilmittel.

Bei Tanzfestlichkeiten erscheinen Frauen und Männer in reichster Kleidung, bestehend aus Fellen, über und über mit Schmuck beladen. Die Männer tragen ihre Waffen: Lanze, Keule und Schild. Niemals fehlt der lange Spazierstock.

Im Feiertagskleid sieht der äußere Mensch sehr stattlich aus. Wie ist es nun mit seinem inneren Wesen? Da beherrscht vor allem ein Gedanke den Schilluk: Nur er selbst ist gut, alles andere ist geringwertig, wenn nicht schlecht. Er ist gegen den Fremden stolz und mißtrauisch. Darüber wundere ich mich gar nicht, denn seit jeher haben die Schilluk mit den

Alter Schilluk mit Pfeife und Lanze.

Fremden böse Erfahrungen gemacht. Sonst ist er ein sonderbares und gar kein gutes Gemisch von Kind und Mann. Er lügt gern und oft, schwankt immer zwischen Scherz und Beleidigtsein und hat einen unheimlichen verborgenen Trieb zu Rache, Neid und Haß. Dabei ist er ein ganz unverschämter Egoist, der alles haben will und nie genug bekommen kann. Jedes Geschenk bekrittelt er. Dies ist zu klein, jenes zu gering; hier möchte er etwas haben, dort sieht er Brauchbares. Und bekommt er nicht, was er haben will, so ist sofort der Neid geweckt. Ja, noch schlimmer, er fühlt sich tief beleidigt, und wartet auf eine Gelegenheit, sich rächen zu können. Im Schillukland wird alles, aber alles geracht. Brüder sind deshalb mißtrauisch, Freunde belügen sich regelmäßig. Es kommt vor, daß der Schilluk sein Vieh möglichst verborgen hält, aus Furcht, beneidet zu werden. Diese Angst hat nichts zu tun mit persönlichem Mut. Der Schilluk ist tapfer, hält prachtvolle Feuerdisziplin und gilt als der beste Soldat im Sudan und in Ägypten.

Er ist der beste Soldat, doch— der faulste Arbeiter und geht als solcher jeder Tätigkeit gern aus dem Weg. Drum liebt er die Trockenzeit, wo keine Feldbestellung ihn im Müßiggang stört. Leidenschaftlich ist er der Jagd ergeben. Fische fängt er mit Angel und Speer, auf Nilpferde geht er mit der Harpune, auf Löwen mit der Lanze.

So ist der Schilluk ein Gemisch von Stolz, Neid, Rachsucht, Faulheit und persönlicher Tapferkeit. Und so ist nicht etwa einer. Nein, so ist jeder, so ist das ganze Volk.

* * *

Dieses Volk wird beherrscht von einem König, dessen Urahne als Hero und Halbgott gilt und als solcher nach dem Volksglauben zwischen Gott und Volk vermittelt. Der Schilluk glaubt in allerdings sehr vagen Begriffen an einen Gott, an ein Wesen, welches „über allen" ist, doch wendet er sich in den Gebeten meistens an Nykang, den Führer des Volkes auf der einstigen Wanderung, späteren Hero und ersten König und Begründer der jetzigen Dynastie. Die Schilluk stammen nämlich aus dem mittleren Zentralafrika und sind erst im Mittelalter auf einer großen Wanderung an den weißen Nil gekommen. Da ihre Geschichte nur in mündlicher Überlieferung besteht, ist die Zeit der Wanderung nur schwer nachzuweisen. Der Wanderführer war Nykang. Man begann nach seinem Tod, ihn als machtvollen Halbgott zu verehren und damit war nebst dem Glauben an Gott der Ahnenkult geschaffen. Man errichtete in fast jedem Dorf Nykangtempel. Es sind dies einfache Hütten ohne jedwede Einrichtung. Nur „sein Geist" ist anwesend. Nach diesem Muster errichtete man Anlagen, die den eigenen Ahnen geweiht wurden. Außer Jwok (Gott) und Nykang kennen die Schilluk gute

und böse Geister. Die Stammeszauberer haben die Macht, gute Geister zu rufen und böse Geister zu bannen. Der Zauberer betet zu Nykang, er schwört auf ihn. Er wählt ihn als Maske für alle Schlechtigkeiten, die er, der Zauberer, in seinem langen Leben verübt. Jeder Zauberer ist ein gewissenloser Verbrecher, denn er mag noch so dumm sein, so ist er doch nicht genug borniert, um seinen Hokuspokus als gläubiger Überzeugter zu verrichten. Jedermann fürchtet ihn, trotzdem der Schillukherrscher die Persönlichkeit ist — oder besser gesagt: war — auf welche der Ausdruck paßte: Der Staat bin Ich.

Haupttempel des Nykang.

Dem König gehörte früher alles: Das Land, die Menschen, die Tiere. Was ihm gefiel, mußte ihm gebracht werden. Wenn er das Land bereiste, versteckten die Väter ihre erwachsenen Töchter, denn er ließ alle Mädchen, die ihm gefielen, in seinen Harem bringen. Er spielte mit Menschenleben wie mit Sandkörnern. Er war oberster Gerichtsherr und gab als solcher die Entscheidung in allen wichtigen Prozessen. Seine Gerechtigkeit war weit und breit „berühmt" und jeder Schilluk wußte, wieviele Ochsen er dem König bringen mußte, um im Prozeß Recht zu erhalten. Es war ein regelrechtes Überbieten und der Meistbietende gewann. Der König ließ sich nur von Laune und Willkür leiten, urteilte jedoch offiziell immer nach der Tradition. Er stützte sich auf die in der Überlieferung festgehaltenen Urteile früherer Könige und wußte in seiner Schlauheit ganz genau, wann es nicht ratsam war, dem Volkswillen entgegen zu handeln. Heute ist die absolutistische Gewalt gebrochen, denn in Kodok, unweit der königlichen Residenz, sitzt der Vertreter der Sudan-Regierung, der dem König sehr auf die Finger sieht.

Die königliche Residenz unterscheidet sich in nichts von den Behausungen des Volkes. Da der Herrscher einen stattlichen Frauenkreis, viele Kinder und eine wahre Herde von Verwandten, Vertrauten und Anhängern um sich hat, ist die Residenz äußerst umfangreich. Auch besitzt der König als reichster Mann im Land die größte Viehherde. Die Ställe sind rund wie die menschlichen Behausungen.

Die kegelförmigen Schillukhütten sind sehr sauber gebaut. Das Baumaterial liefert der Schlamm, das Dach ist mit Stroh gedeckt. Als Eingang dient ein Loch, welches man nur gebückt, fast kriechend passieren kann. Eine Art Matte, nachts vor das Loch geschoben, schützt gegen Mosquitos und kriechendes Getier. Das Hausinnere, ein einziger Raum, ist sehr reinlich gehalten. Nicht jede Wohnhütte ist zugleich Küche. Oft stehen 2 Hütten nebeneinander, durch einen Hof getrennt, nach außen von einem von Hütte zu Hütte laufenden Zaun abgeschlossen.

In der meist größeren Wohnhütte befinden sich zu Seiten des Eingangs die Schlafstellen, bestehend aus ausgebreiteten Rinderhäuten. Große Getreidekörbe, oft auch Kochgeschirre, stehen fein sauber dem Eingang gegenüber an der Wand. Ein Ständer für Speere, Lanzen, Keulen und Schilde sowie eine Art Kleiderrechen vervollständigen die Einrichtung.

Hier schlafen nur die Eltern und die ganz kleinen Kinder. Größere Kinder schlafen in der Küche. Halberwachsene Knaben bleiben im Stall, die Mädchen schlafen in vielen Dörfern schon vor der Reife zusammen in einer besonderen Hütte.

In der Küche befindet sich der Herd, aus harten Schlammklumpen bestehend. Da im Dach keine Öffnung den Abzug des Rauches

gestattet, wird die „Zimmerdecke" mit der Zeit schwarz geräuchert. In der Hüttenmitte ist im Boden ein Loch eingelassen, darin das Getreide gestampft wird. Große Getreidekörbe und täglich gebrauchte Geschirre vervollständigen die Kücheneinrichtung. Stuhl und Tisch kennt der Schilluk nicht. Ebenso wenig Zündhölzer. Das Feuer wird im Bedarfsfall schnell geschaffen durch Reiben zweier trockener Hölzer. Getreidestengel sind das beste Heizmaterial.

Das allgemeine Nahrungsmittel ist Durrha (ein Hirsekorn) und Mais. Daher überall die großen Getreidekörbe. Fleisch genießt der Schilluk selten, denn Viehschlachtung ist verboten. Nur wenn ein Tier verendet oder die Fisch- und Wildjagd gute Beute bringt, ist großer Fleischtag. Manchmal in rohem Zustand, doch meistens in Asche geröstet, wird da das Fleisch in unglaublichen Quantitäten verschlungen. Kräftige Suppe wird durch Mitkochen der möglichst wenig ausgewaschenen Gedärme erzeugt!

In jeder Küche wird aus Getreide Bier gebraut, dem der Schilluk gerne, häufig und reichlich zuspricht. Stundenlang sitzen die Männer beim Bierkrug. Da sitzt man im Kreis, trinkt und raucht. Der Schilluk liebt sehr große Pfeifenköpfe. Der Tabak ist häufig mit — Kuhurin gebeizt, da er sonst zu schwach wäre. Im Kreis wird eine einzige Pfeife herumgereicht. Es gehört zur guten Sitte, daß jeder vor dem Weitergeben das nasse Mundstück mit den Fingern schön trocknet.

Bei Trinkgelagen und beim Tanz zeigt der Schilluk unendlich größere Ausdauer denn bei der Arbeit. Glücklicherweise sind Boden und Klima derart, daß ohne viel Zutun alles gedeiht. Ende Mai oder Anfangs Juni wird gesät. Man wirft in getretene Löcher einige Samenkörner und drückt mit dem Fuß Erde darauf. Düngen und Pflügen sind unbekannt, eifriges Jäten des wildschießenden Unkrauts ist die einzige Ackerarbeit bis zur Ernte, welche Ende September beginnt.

So bescheert die Natur dem Schilluk, was er braucht. Durrha, Mais, Tabak. Die Viehzucht wird ebenso nachlässig betrieben. Heumachen kennt man nicht, das Vieh bleibt das ganze Jahr hindurch tagsüber auf der Weide. Es gibt viel Vieh im Land, doch die Qualität ist infolge der menschlichen Nachlässigkeit ziemlich schlecht. 3—4 Liter Milch von einer Kuh gilt als sehr gutes Ergebnis. Melken ist Aufgabe der Männer. Die gewonnene Butter dient hauptsächlich zum Einreiben der menschlichen Körper.

Nun noch einiges über das Familienleben.

Eine kinderreiche Frau genießt großes Ansehen. Besonders, wenn die Mehrzahl der Kinder aus Mädchen besteht. Leicht verständlich, da die Mädchen dem Bräutigam nur gegen hohen Preis verkauft werden. Eine kinderlose Frau hat die Hölle auf Erden. Nach der Geburt wird der Neugeborene der Mutter erst dann gebracht, wenn die Frau eine Art Beichte abgelegt hat. Der Säugling bleibt 2½—3 Jahre an der mütterlichen Brust. Beim ersten Kind zieht die Frau zu ihren Eltern und bleibt dort während der ganzen Nährperiode.

Vater- und Kindesliebe ist ziemlich unbekannt. Der Vater betrachtet seine Tochter als Verkaufsprodukt, den Sohn als Arbeitstier. Die Mutter zeigt das fühlende Herz. Leider weiß sie nichts von Erziehung, ist den Kindern gegenüber schwach, läßt ihnen frühzeitig den Willen und erntet meistens Undank.

Das Familienband ist nur lose und die heranwachsenden Söhne beeilen sich, einen Hausstand zu gründen. Hat ein junger Mann genügenden Besitz, so geht er auf Brautschau und bahnt mit dem Vater der Zukünftigen die Verhandlungen an. Nach Übersendung eines Schafes beginnt der wahre Kuhhandel. Vater und Bewerber feilschen nach allen Regeln der höheren Kunst, bis sie sich endlich einigen. Der Kaufpreis beträgt 5—10 Stück Vieh, manchmal mehr. Das Vieh wird gebracht, ein Gelage beschließt die Feierlichkeit. Nun hat der Vater die Ochsen, doch der Bräutigam harrt der Braut. Meistens willigt das Mädchen ein. Und wenn nicht, wird es vom liebenden Vater so lange — durchgeprügelt, bis es gerne fortläuft. Nach der Hochzeit dürfen die Eltern das Haus des Schwiegersohnes nicht betreten, die Frau ist dem Mann und seiner Willkür ausgeliefert. Sie gilt vorläufig nichts, da sie keine Mitgift mitgebracht hat. Nach dem Tode des Gatten fällt die Frau als Erbteil an ihren Schwager, sonst an ihren eigenen Sohn. Da trifft sie oft ein Los, daß sie gerne der endgültigen Erlösung gedenkt.

Vom Tode zu sprechen, ist verboten. Der Schilluk vermeidet, daran zu denken. Fühlt ein Todkranker sein Ende herannahen, so läßt er den Zauberer holen, damit ein Opfer Rettung bringe. Der große Schwindler tötet ein Schaf und wickelt die ausgenommenen Eingeweide

um den Körper des Sterbenden, um die totbringenden bösen Geister fern zu halten. Bleiben sie hartnäckig, so macht der Zauberer andere Experimente, die das Ende ebenfalls nicht verzögern.

Das Begräbnis geht ohne besondere Zeremonie vor sich. Nach der Einsenkung findet ein Schafopfer statt. Im Grabe ruht der Tote auf Holzgabeln, denn nach dem Volksglauben muß er vor Berührung mit Erde behütet werden.

Das Licht in der Nacht.

Skizze von Maria Ulrich.

Auf dem Feldweg, der den herbstroten Buchenwald von den ausgedehnten Äckern mit der jungsprossenden Wintersaat schied, rollte eine schwerbeladene Fuhre mit Runkeln durch die tiefgeschnittenen Radfurchen. Der Weg, vom langen Regen feucht, glänzte silbrig in der Sonne. Gemächlich rauchend ging der Bauer neben dem Ochsengespann her. Er ließ die von weißen, starken Brauen verdeckten Augen durch den heitern Spätherbsttag schauen. Etwas Schönes, so ein Tag, der sich so unerwartet aus dichten, grauen Nebeln hob.

Ein Fremder ging an der Fuhre vorüber. Seine lehmverkrusteten Schuhe, seine Kleider und der graue Filzhut legten durch ihre Vernachlässigung stumm Zeugnis ab von langem Wandern auf der Landstraße, von Nachtlagern in Scheunen. Mit gesenkter Stirn, ein Erkennen vermeidend, schlug der Mann eine andere Richtung ein. Der Hofbauer sollte seine Eltern nicht mit der Nachricht erschrecken, der Werner Ringger sei in der Gegend und es scheine ihm nicht am besten zu gehen. Aus seinem, durch viele Demütigungen abgestumpften Empfinden flammte heiße Scham empor. Er verschwand im Wald und lief in sinnloser Eile die schmale Wegspur im Unterholz dahin. Der Herbstgeruch, der scharf von den faulenden Blättern am Boden aufstieg, erhöhte seine unglückliche Stimmung.

Wie war er einsam und arm! Da draußen auf der sonnenbeschienenen Gegend lag der milde Herbsttag, dort unter dem Hügel, wo die weißen Mauern der Fabrik leuchteten, besaß er nahestehende Menschen und doch durfte er dieser Wärme und Güte nicht verlangend entgegentreten. Das Anstandsgefühl, welches er in der Zeit auf der Landstraße beinahe verloren, regte sich in ihm mit peinvoller Schärfe Daß er so heimkommen mußte! Was hatte ihn bewogen, nach monatelanger Arbeitslosigkeit, verschärft durch den Umstand, daß er als Feinmechaniker keine andere Arbeit annehmen wollte, zu den alten, braven Eltern heimzukehren und ihnen sein Elend ins Haus zu tragen? Doch nicht das Heimweh? Er hatte, als es ihm gut ging, das kleine Häuschen mit seiner engen Ärmlichkeit nur zu oft vergessen. Eher noch die Hoffnung, daß sie ihm mit ihren kleinen Ersparnissen aufhelfen würden. Welch ein beschämendes Verlangen von ihm, dem jungen, einst so stolzen Mann! Wäre es nicht besser, er hätte ihnen keine Antwort gegeben, würde als undankbar und lieblos gelten, als ihnen seine Armseligkeit ins Haus zu tragen? Sie konnten ihn doch nicht verstehen. Sie hatten ihr hartes Leben immer nur nach dem unerbittlichen Gebot der Notwendigkeit gelebt, nie nach dem eigenen Willen.

In diesem wehen Erkennen beschloß Werner Ringger, die Eltern nicht, wie beabsichtigt, in der Fabrik aufzusuchen, wo sie beide als Weber arbeiteten, sondern erst in der Dämmerung im Häuschen, damit sie sich vor den Leuten nicht schämen müßten. Er trat aus dem Wald, fand eine Bank in der Sonne und streckte sich auf ihr aus. Er war müde, und seine Schuhe wogen schwer. Der Mann spürte durch die geschlossenen Lider die Wärme, die Helle dieses Herbsttages. Irgendwo murmelte ein Bächlein und von einem der Höfe her schrie ein Hahn. In allen diesen Dingen lag Friede. Nur für ihn nicht. In seinem Blut pochte schwere Unruhe, er empfand kein Glück, das Elternhaus zu betreten. Er schämte sich vor den Eltern, die sich mit schwachen Augen in der Fabrik abmühten. Ein Mädchen hatte ihn von den Eltern entfernt, seinetwegen hatte er auch Streit mit dem Meister gehabt, dem es in der Seele leidtat, den tüchtigen Arbeiter aus rechtschaffenem Hause mit einem leichtfertigen Ding zusammenzusehen. Als es in der Krisenzeit zu Ringgers Entlassung kam, verließ ihn jenes Mädchen und gab ihn innerer und äußerer Not preis.

In tiefer Verlassenheit lag er da, Brust